

Vera Hohleiter

SCHLAFLOS IN SEOUL

Korea für ein Jahr



dtv

Inhaltsverzeichnis

Warum nicht Korea?	9
Glühwürmchen und andere Erscheinungen	16
Buchwissen und Realität	23
»Das ist ein bisschen merkwürdig« – Von den Tücken der koreanischen Sprache	30
Nonstop in der Bibliothek – Studentenleben in Korea ...	40
Blind Date als Volkssport	47
Hochzeit im Akkord	55
Was ist ein Vegetarier?	64
Mitbewohner und anderes Getier	72
Hanbok und Hightech	82
Mit Hyun-Jung in Hongdae	91
English Mania	100
Erst wenn der Chef geht, ist Feierabend	107
Die tratschenden Schönheiten	116
Hallyu – die koreanische Welle	126
Das Glück liegt im Schnapsglas	134
Schwiegermütter und andere Schrecken	141
Seoul – die Stadt, die niemals schläft	147
Nacktsein erlaubt	155
Taekwondo mit Master Ryan	162
Urlaub auf Koreanisch	169
Warum denn Korea?	177
Das Grace-Kelly-Syndrom	185

Warum nicht Korea?

Korea? Warum eigentlich Korea? – Was wusste ich schon von Korea? Nichts prädestinierte mich dafür, nach Korea zu gehen. Ich kann nicht behaupten, dass Korea mein Kindheitstraum war – und ehrlich gesagt, kenne ich auch niemanden, der das von sich behauptet. Kinder, die wie ich früh mit Fernweh infiziert wurden, träumen vielleicht davon, später in Paris oder in New York zu leben, auf einem Schiff die Welt zu umrunden oder in Afrika Wildtiere zu beobachten. Manche träumen vielleicht sogar von den Reisfeldern Japans und den glitzernden Häfen von Hongkong und Shanghai, aber Korea kommt in diesen Phantasien nicht vor.

Über Korea wusste ich kaum mehr als jeder durchschnittliche Deutsche, der regelmäßig fernsieht und Zeitung liest. Beispielsweise dass die Sommerolympiade 1988 – die ersten Olympischen Spiele, an die ich mich als Kind erinnern konnte – in Seoul stattgefunden hatte. Aus meiner Schule kannte ich zwei koreanische Mädchen, die von deutschen Eltern adoptiert worden waren. Mir war bewusst, dass Taekwondo aus Korea kam, ebenso wie mein Laptop und mein Handy der Marke Samsung. Die Marken Hyundai, LG und Daewoo waren mir ein Begriff und ich wusste Bescheid über die Teilung des Landes und über die Bedrohung, die von Nordkoreas Atomwaffen ausging.

Wenn mir vor fünf Jahren jemand gesagt hätte, dass ich später in Korea leben würde, hätte ich es vermutlich nicht geglaubt. Ich hätte nicht geglaubt, dass ich wegen eines schönen,

aber launenhaften jungen Koreaners meinen Job, meine Wohnung und meine Freunde in Berlin zurücklassen würde. Ich hätte nicht geglaubt, dass ich jemals die koreanische Sprache gut genug lernen würde, um mich zu unterhalten, geschweige denn in einer Fernsehshow aufzutreten. Ich hätte auch nicht geglaubt, dass es ein Land gibt, das einen trotz intensiver Sprach- und Kulturstudien täglich verblüfft und einem manchmal das Gefühl gibt, es nie wirklich zu verstehen.

Ausländer, die in Korea leben, sind merkwürdig gestrandete Wesen, die einem bei erstbestener Gelegenheit ihre Lebensgeschichte aufdrängen, die sich viel beschweren, die sich endlos über Kleinigkeiten aufregen, die oft depressiv werden – kurz: Ausländer in Korea sind anstrengende Menschen, die sich in einer heimlichen Komplizenschaft an jeden klammern, der ihre Muttersprache oder wenigstens Englisch spricht. Zu meiner eigenen Schande muss ich gestehen, dass ich mich in keinerlei Hinsicht von den anderen Ausländern unterscheide, dass ich genauso weinerlich, kleinlich und überheblich bin wie alle anderen. Als höfliche und wohlerzogene Europäerin trete ich trotz heftiger Bemühungen, alles richtig zu machen, häufig in Fettnäpfchen und verirre mich immer noch genauso häufig in dem Gewirr koreanischer Regeln und Tabus wie in dem Straßengewirr Seouls.

Den ersten bewussten Kontakt mit Korea hatte ich irgendwann im Frühjahr 2004, als ich den Großteil meiner Zeit in der Berliner Staatsbibliothek am Potsdamer Platz verbrachte und dort meine Diplomarbeit über avantgardistische Lyrik aus dem Ersten Weltkrieg schrieb. In der Mittagspause saß ich an einem der großen Fenster im Erdgeschoss und aß meinen mitgebrachten Obstsalat. Eine junge Asiatin kam auf mich zu und fragte mich in einem etwas gestelzten Deutsch, ob ich ihr ein paar Fragen beantworten könne. Als ich zustimmte, drückte sie mir einen Fragebogen in die Hand und verschwand wieder. Das Mädchen war Koreanerin und schrieb eine Arbeit über

das Image Koreas im Ausland. Das Papier bestand aus Fragen wie »Glauben Sie, dass Korea ein hochentwickeltes Land ist?«, »Glauben Sie, dass Korea ein Land mit einer reichen Kultur ist?«, »Können Sie sich vorstellen, einmal nach Korea zu reisen?«

Ich konnte mir so ziemlich alles vorstellen. Ich war vierundzwanzig Jahre alt, neugierig, enthusiastisch und ziemlich abenteuerlustig. In den vergangenen fünf Jahren hatte ich in Berlin, New York und Paris gelebt, war nach Japan und Armenien gereist und hatte eine Weile in Kamerun gearbeitet. Aus einer Laune heraus hatte ich angefangen, eine Reise mit der Transsibirischen Eisenbahn von Russland über die Mongolei nach China zu planen – weil ich meine Schwester besuchen wollte, die für ein Jahr in China studierte, und weil ich Blaise Cendrars' Gedicht über die Transsibirische Eisenbahn mochte. Es gab damals wohl keinen Ort auf der Welt, an den ich nicht gegangen wäre. Also beantwortete ich die Frage »Können Sie sich vorstellen, einmal nach Korea zu reisen?« ohne weiter nachzudenken mit Ja. Ich bejahte auch die Frage: »Können Sie sich vorstellen, einen Koreaner/eine Koreanerin zu heiraten?« Ich kannte zwar keinen Koreaner, aber mir fiel ein Artikel über die spanische Choreographin Blanca Li ein, den ich gelesen hatte. In dem Artikel hieß es, dass Blanca Li den Nachnamen ihres koreanischen Lebensgefährten angenommen hatte. Allein die Vorstellung eines koreanischen Lebensgefährten fand ich glamourös und sehr extravagant. Mit der »Warum nicht?«-Einstellung, mit der ich damals mein Leben führte, beantwortete ich fast alles mit Ja und gab der jungen Koreanerin den ausgefüllten Fragebogen zurück. Sie bedankte sich höflich und schenkte mir zum Dank ein schönes Lesezeichen, auf dem ein Tiger abgebildet war, der einen angeblich vor allem Unglück beschützen soll.

Von diesem Tag an setzte sich Korea in meinen Gedanken fest. Ich schrieb meine Diplomarbeit zu Ende, reiste mit der Transsibirischen Eisenbahn, verbrachte einige Zeit mit meiner Schwester in China, nahm später in diesem Sommer an

archäologischen Ausgrabungen in der Ukraine teil und machte im Herbst ein Praktikum in einer Berliner PR-Agentur. Als im Frühjahr 2005 in Berlin das Denkmal für die ermordeten Juden Europas und der dazugehörige Ort der Information eröffnet wurden, fing ich an, dort sechs Tage die Woche zu arbeiten. Ich feierte viel, trank viel und kam irgendwie nie zur Ruhe.

Zur Ruhe kommen wollte ich auch gar nicht. In den Bars von Friedrichshain und Kreuzberg wollte ich einfach meinen Spaß haben und mich nicht dem kollektiven Frust meiner als Generation Praktikum titulierten Altersgenossen hingeben. Ich wollte lieber nicht daran denken, dass sich so viele hochspezialisierte junge Geisteswissenschaftler in Berlin von Praktikum zu Praktikum, von freier Mitarbeit zu freier Mitarbeit, von Job zu Job hangelten.

Ich sah mir mehrmals ›Lost in Translation‹ an und ich verstand Charlotte, die sich orientierungslos und perspektivlos durch Tokio treiben lässt und keine Ahnung hat, was sie mit ihrem Leben anfangen soll. Viele meiner Freunde empfanden den Film als höchst frustrierend, aber mich interessierten vor allem die grellen Bilder, die schrillen Nebenfiguren, die absurden Situationen und die endlosen Kamerafahrten durch Tokio. Als ich mir den Film wieder und wieder auf DVD ansah, wusste ich: Ich wollte wieder nach Asien.

Nach Asien, wo alles bunt und schnell ist, wo man mitten in der Hektik der Millionenmetropolen Ruhe findet, in buddhistischen Tempeln, kunstvoll angelegten Parks und Teehäusern, wo es die absurdesten Kosmetikprodukte, die neueste Technik und die besten Jeans gibt. An meine Zeit in Japan und in China erinnerte ich mich immer wieder gerne und mir fiel der Fragebogen über Korea wieder ein und der koreanische Lebensgefährte von Blanca Li und mein Samsung-Laptop. Warum nicht Korea, dachte ich mir. Warum nicht?

Ich wollte nicht nur durch Korea reisen, ich wollte Korea richtig kennenlernen. Also suchte ich mir eine Beschäftigung

für den Sommer. Über eine deutsche Vermittlung fand ich eine koreanische Umweltschutzorganisation, die für ein internationales Projekt im August arbeitswillige Ausländer suchte. Ich meldete mich an und kurz darauf saß ich in einer Buchhandlung an der Gedächtniskirche und sah mir Reiseführer über Korea an.

Ein großer, bulliger Bohemien um die dreißig sprach mich an: »Du willst nach Korea? Warum das denn?«

»Ich interessiere mich für Asien und war schon in Japan und in China. Also dachte ich mir, es wäre spannend, noch ein anderes Land kennenzulernen.«

»Na, du hast ja Mut. Mir wäre das zu gefährlich.«

»Wieso? Ich fahre doch nur nach Südkorea.« Einen kurzen Moment hatte ich tatsächlich mit dem Gedanken gespielt, nach Nordkorea zu reisen, aber die Visa- und Einreisebedingungen hatten mich abgeschreckt.

»Mit diesem Verrückten und seinen Atomwaffen im Norden sitzt man im Süden doch auch auf einem Pulverfass«, sagte der dickliche Bohemien.

Ich vertiefte mich in das Buch, um das Gespräch zu beenden. Die Bedrohung aus Nordkorea schreckte mich wenig. Im ›Lonely Planet‹-Reiseführer für Korea las ich, dass eine Reise nach Südkorea völlig ungefährlich war und es dort »außer in höchsten Regierungskreisen« keine nennenswerte Kriminalität gab.

Anfang August packte ich meinen Koffer. Im Gegensatz zu meinen sorgfältigen Reisevorbereitungen in den Jahren zuvor vergaß ich vieles. Meine Garderobe stellte ich so ungeschickt zusammen, dass nichts so recht zusammenzupassen schien und ich mir während des Monats in Korea permanent schlecht angezogen und schlampig vorkam.

August ist in Seoul vermutlich der unangenehmste Monat des Jahres. Die Hitze und die hohe Luftfeuchtigkeit lassen einem die Kleider am Körper kleben und jeder kurze Spaziergang wird zum Kraftakt. Der Smog legt sich wie ein Nebel